

Biologischer Landbau in den Tropen

Autor(en): **[s.n.]**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Gesundheitsnachrichten / A. Vogel**

Band (Jahr): **32 (1975)**

Heft 4

PDF erstellt am: **13.07.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-970553>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Biologischer Landbau in den Tropen

Im Jahre 1959 war es mir erstmals möglich, in Südamerika Erfahrungen über biologischen Landbau in den Tropen zu sammeln. Dies geschah vormerklich auf meiner Farm von 72 Hektaren in Tarapoto. In den feuchtheissen Tropen muss man sich an einen anderen Arbeitsrhythmus gewöhnen als bei uns in der gemässigten Zone. Nicht nur dies, auch die Arbeitsweise richtet sich nach den Verhältnissen des Landes. Während man bei uns mit Beil und Säge rodet, geschieht dies in den Tropen mit Hilfe von Feuer, indem man den Wald abbrennt, um Land für die Bewirtschaftung zu gewinnen. Diese Methode war mir zuerst sehr unsympathisch, denn bei uns gilt das Roden mittels Feuer als Verbrechen gegen die Natur. Anders verhält es sich nun aber in den Tropen, da dies die einzige mögliche Methode zu sein scheint, um der Vitalität der Urwaldpflanzen erfolgreich begegnen zu können, denn sonst wird man ihrer nicht Herr.

Urwaldmethode

Das Roden im Urwald geschieht nun folgendermassen. Zuerst wählt man sich ein Landstück aus, das man roden will. Dann geht man mit der Machete vor, um rund um das Stück herum das Blätterwerk und die Stauden niederzuhauen, soweit man sie erreichen kann. Das abgehauene Material lässt man nun trocknen, um es alsdann anzuzünden. Auf diese Weise entsteht um das Landstück herum ein Feuergürtel, der sich mit dicken Rauchschwaden immer mehr gegen die Mitte hin ausbreitet, wobei er alles verbrennt, indem er nur die geschwärzten Baumstämme stehen lässt. Später fällt man diese und verarbeitet oder verkauft sie. Vor allem schätzt man dabei das edle Hartholz wie Mahagoni und anderes.

Durch diese Methode geschieht zwar etwas Brutales, doch erreicht man dadurch auch etwas Notwendiges, denn Schlangen, Taranteln, Ameisen und all die weniger erwünschten Tiere erliegen dem Feuer. Hierauf beginnt man zu pflanzen, und

zwar oft schon bevor man die verkohlten Stämme beseitigt hat. Die Asche bereichert den Boden mit Mineralien. Dagegen wird durch das erwähnte Vorgehen die Bakterienflora, die im Urwald reichlich vorhanden ist, oberflächlich zerstört, doch erholt sie sich in diesen Gegenden von unten herauf sehr schnell wieder.

Rasches Gedeihen

Mais und Bohnen, die die Hauptnahrung der Indianer bilden, gedeihen so gut, dass man mindestens zwei Ernten einbringen kann. Von den Juccawurzeln braucht man nur ein 20 cm langes Zweiglein abzuschneiden und in den Boden zu stecken, um bald eine ansehnliche Ernte einheimen zu können. Diese besteht aus schönen, schwarzen Knollen mit nahrhaftem, weissem Fleisch. Papaya muss man in der Regel nicht anpflanzen, da die Vögel genügend Samen austreuen. Will man Bananen setzen, dann reisst man einen Jungtrieb aus, der etwa $\frac{1}{2}$ m hoch ist und neben der Stamm-pflanze steht. Nachdem man mit der Hacke ein Loch zubereitet hat, steckt man den Jungtrieb hinein, bringt etwas Erde hinzu und drückt diese mit dem Absatz genügend an, worauf die Pflanze ruhig gedeihen kann. Schon nach neun Monaten trägt sie eine Traube von Bananen. Solch rasches Wachstum und Gedeihen ist im Urwald eben möglich. Ich setzte auch verschiedene Arten von Zitrusbäumen, die, wenn sie richtig gepflanzt und regelmässig begossen werden, sich rasch und erfreulich entwickeln, denn bald tragen sie Früchte und helfen durch diese, das Flüssigkeitsbedürfnis zu stillen. Auch Avocados, Mangos und Brotfrucht-bäume gedeihen in dem jungfräulichen Boden dieser Tropengegend sehr gut. Sogar Burgunderreben suchte ich zu pflanzen und hatte dabei Erfolg. Für Tomaten und all die schönen, roten Paprikaarten erwiesen sich Boden und Klima als vorzüglich. Ich wagte es sogar, europäisches Gemüse anzupflanzen, so Karotten, Rettiche und verschiedene andere, was hier sonst nicht üb-

lich ist. Obwohl die Kartoffeln im peruianischen Hochland heimisch sind, erntete ich im Tropengebiet von Tarapoto mehr Stauden als Knollen, was mir bewies, dass er höhere Lagen benötigt. – Nebst den bereits erwähnten Früchten gediehen auf meiner Fundo, wie man dort die Farmen nennt, auch Acerola-Kirschen nebst vielen anderen Tropenfrüchten, Guava und solche, deren Namen ich nicht einmal kannte.

Kostbarkeiten im Urwald

Der Farm entlang schlängelte sich ein Fluss, der ungefähr 20 m breit war und das ganze Jahr hindurch gelblich-braunes Wasser mit sich führte. Dessen Temperatur betrug ungefähr 25 Grad; da es aus dem Gebirgswald kam, verdankte es seine gelbe Farbe dem tanninhaltigen Saft aus den Wurzeln der Urwaldbäume. Für die Haut war dieses Wasser direkt ein Kur- oder Heilmittel, ja es schien mir, als diene es förmlich der Verjüngung. Etwa dreibis viermal täglich nahm ich in diesem Combassofluss ein erfrischendes Bad, wobei ich die gelbbraunen Wellen über meinen Kopf rollen und mich vom Schweiß befreien liess. Das stärkte jeweils so, dass ich mit neuer Kraft die Arbeit wieder aufnehmen konnte, wobei ich sogar in kurzen Hosen, ohne Hemd und barfuss den ganzen Tag hin durchzuhalten vermochte, was sonst in Urwaldgegenden nicht immer ratsam ist. Meine Freunde warnten mich denn auch vor Giftschlangen, aber es biss mich nie eine von ihnen. Auch die Indianer laufen barfuss. Die Schlangen scheuen den Menschen, und durch sein Herannahen verspüren sie die Erschütterung des Boden und gehen ihm aus dem Wege.

Ich hatte mit meiner Farm noch ein besonderes Glück, denn mitten durch sie floss ein Bach klaren Quellwassers. So hatten wir auch in der Trockenheit genügend Wasser zum Baden, Kochen und Bewässern. Das alles erleichterte die Arbeit um vieles. Den Durst stillten wir allerdings nicht mit Wasser, sondern vorwiegend mit dem Saft von Orangen, Mandarinen, Grapefruits und dem Fleisch saf-

tiger Papaya. Trinken musste man in dieser Gegend viel, denn die Temperatur war so hoch, dass man den ganzen Tag hindurch schwitzte, besonders während der Arbeitszeit. Man steckte also täglich 12 Stunden in einer natürlichen Sauna, woran man sich allerdings gewöhnen musste, um es aushalten zu können.

Vorteilhaftes Vorgehen

Die Versuche mit der Bodenbedeckung bewährten sich auch hier besonders während der Trockenperiode sehr gut. Leider hatten allerdings die Indianer etwas Mühe, dafür das richtige Verständnis aufzubringen. Ueberall verhält es sich gleich mit diesen Eingeborenen, denn auch in Afrika und im Fernen Osten begriffen sie nur schwer, dass Bodenbedeckung für die Trockenzeit sehr vorteilhaft ist, und dass man durch sie sogar Ernten retten kann. Wo immer man sich befindet, sollte man die Natur gut beobachten und belauschen, um herauszufinden, auf welche Art man die Fruchtbarkeit der Pflanzen fördern und ihr Ueberleben erreichen kann. Im Kampf mit Parasiten aller Art sowie mit Ameisen braucht es etwas Erfahrung. Gerade im Urwaldgebiet fand ich Pflanzen, die im Kampf gegen deren Ueberhandnehmen wirksam sind. Es gibt ältere Eingeborene, die uns einiges bekanntgeben können, jedoch die besten Auskünfte erhielt ich von Botanikern. Auch die eigenen Pflanzenkenntnisse müssen uns behilflich sein, unsere Erfahrungen zu erweitern.

Die grösste Schwierigkeit ist in den Tropen die Beschaffung von genügend gutem Eiweiss. Gut, dass die Sojabohne hier eine grosse Lücke ausfüllen kann. Ich pflanzte sie mit Erfolg an, weshalb ich sie allen Pflanzern in subtropischen und tropischen Gegenden empfehlen kann, denn dadurch werden sie das Eiweissproblem besser zu lösen vermögen.

Da ich mit meinen verschiedenen Verwaltern auf der Farm leider kein Glück hatte, musste ich sie wieder aufgeben, denn ich selbst konnte mich meiner vielen Aufgaben wegen dort nicht bleibend niederlassen. Mag ein Boden noch so fruchtbar

sein, braucht er, besonders im Urwald, dennoch fleissige Hände und kundige, biologische Bewirtschaftung, damit ein befriedigender Ertrag erreicht werden kann. Vernachlässigtes Land kehrt im Urwald unwillkürlich wieder zu seinem Ursprung zurück und unterscheidet sich bald nicht mehr von dem es umgebenden Walde. Mit Verständnis aber und mit fleissiger Schaffenskraft kann man überall, in jedem

Breitengrad, wo Erde und Wasser vorhanden sind, auf Erfolg zählen, besonders, wenn man die elementaren Gesetze des Lebens berücksichtigt. Wer die Natur richtig zu beobachten versteht und sich nach ihren Forderungen richtet, kann auch auf Wachstum und Gedeihen zählen. Vor allfälligen oder zeitweiligen Misserfolgen darf man allerdings nicht zurückschrecken, denn Beharrlichkeit führt meist zum Ziel.

Gestörte Fruchtbarkeit

Als sich Adam durch Ungehorsam den Weg der Selbstbestimmung erwählte, verlor er dadurch nicht nur seine vollkommene Heimstätte in Eden, sondern ging auch des Vorrechtes verlustig, mit seiner Nachkommenschaft die übrige Erde in einen paradiesischen Zustand umzugestalten. Göttlicher Fluch traf um seinetwillen den Erdboden. Statt den Segen der Fruchtbarkeit zu empfangen, brachte er Dornen und Disteln hervor. Nur durch harte Arbeit liess er sich zum Fristen des Lebens mühsamen Ertrag abgewinnen. Nach der weltweiten Katastrophe der Sintflut, die ohnedies grosse Aenderungen mit sich brachte, änderte auch diese Bestimmung. Kein weiterer Fluch sollte mehr den Erdboden treffen.

Fruchtbarkeit in Wüstengegenden

Als im 4. Jahrhundert nach der Flut Abraham und Lot gemeinsam ihre Herden im Gebiet des Negeb weiden liessen, mehrten sich diese so sehr, dass sich die beiden trennen mussten, um genügend Platz zu gewinnen. Lot wandte sich dem heutigen Datteltal gegen Sodom und Gomorra zu, während Abrahams Knechte ihre Viehherden in entgegengesetzter Richtung weiden liessen. Demnach war jene Gegend damals fähig, Tausende von Schafen, Ziegen, Rindern und Kamelen zu ernähren. Bedeutend später bewohnten die Nabatäer jenes Gebiet. Sie waren nicht bloss Nomaden, die Futter für ihre Herden benötigten, sondern tüchtige Bewirtschafter

des Erdbodens, denn sie legten Weinberge an und pflanzten Olivenbäume, also in einer Gegend, die heute als die unfruchtbare Negebwüste bekannt ist. Mit einem Archäologen zusammen durchwühlte ich auf den dortigen zerfallenen Terrassen den Erdboden und fand noch heute Wurzeln von Reben und Olivenbäumen. Trotz der geringen Niederschläge wussten sich die Nabatäer zu helfen, um sich die Fruchtbarkeit des Bodens zu sichern. Sie fingen die kleinen Regenmengen in Wassertanks auf. Noch heute kann man diese Vorrichtung bewundern. Auf diese Weise konnten sie genügend Wasservorräte anlegen und durch richtiges, sparsames Haushalten zum Wohl von Menschen, Tieren und Pflanzen auswerten, wodurch sie deren Daseinsmöglichkeit zu sichern vermochten. Zudem bedeckten sie die bepflanzte Erde mit Steinplatten, so dass die Feuchtigkeit im Boden verbleiben konnte, ohne dass ihn die sengenden Sonnenstrahlen auszutrocknen vermochten. Schon einmal berichtete ich hierüber Näheres. Erneut sind heute auf Versuchsfarmen Experimente im Gang, um die geringen Niederschläge ausnützen zu können, wobei wiederum der Terrassenbau der Nabatäer Anwendung findet. An Stelle ihrer Wassertanks treten moderne Wasserreservoirs und Kanalisationen. Der Erfolg deckt sich mit jenem der Nabatäer, da der Obstbau nebst Olivenhainen gedeihen, ebenso der Getreide- und Gemüsebau.

Weil wir bei uns meist über genügend Wasser verfügen, glauben wir durch un-